

Samstagsinterview

«Der Begriff ‹Tourist› hat etwas Widerwärtiges»

Raimund Rodewald Er hat zahlreiche Bauprojekte in der Schweiz verhindert und sich so viele Feinde geschaffen. Doch der Landschaftsschützer lässt sich nicht beirren. Die Zersiedelung müsse unbedingt gestoppt werden.

Bernhard Ott

Herr Rodewald, wo verbringen Sie Ihre Sommerferien?

Ich hatte in den letzten Jahren das Privileg, jeweils einige Tage im Turm von Muzot im Wallis verbringen zu können. Dort hat der deutsche Dichter Rainer Maria Rilke die letzten Jahre seines Lebens verbracht. Die Umgebung ist Agglomeration pur. Aber das Gebäude stammt aus dem 12. Jahrhundert, und der Garten ist fantastisch. Beim Blick aus dem Fenster sehe ich, wie die Landschaft Jahr für Jahr mehr zugebaut wird. Rilke würde sich in seinem Grab in Raron umdrehen, wenn er dies sehen könnte.

War Rilke Landschaftsschützer?

In Ansätzen. Er hat zum Beispiel die Abholzung der Pappelalleen im Rhonetal beklagt. Sie stammen aus der Napoleonzeit.

Touristiker im Wallis sind wegen Ihrer vielen Beschwerden nicht gut auf Sie zu sprechen.

Ich erhalte sporadisch anonyme Zuschriften, die sich auf Einsprachen im Wallis beziehen. Aber die Situation hat sich in den letzten Jahren entspannt. Im Wallis lernt man, das Zwischenmenschliche vom Geschäftlichen zu trennen. Nach dem Streiten geht man «eis ga trüch». Das gehört einfach dazu. Die übelsten Anfeindungen habe ich anderswo erlebt.

Wo?

Die Einsprache der Stiftung für Landschaftsschutz gegen die Villa von Michael Schumacher im Appenzell hat im «Blick» für Schlagzeilen gesorgt und mir einen Shitstorm beschert. Dasselbe gilt für meine Intervention gegen eine Schweizer Fahne auf dem Born, einem Felsen bei Rothrist, der von der Autobahn sichtbar ist. Ich wurde als Landesverräter und Nazi bezeichnet, bloss weil ich darauf hinwies, dass eine 60 Quadratmeter grosse Fahne eine Baubewilligung braucht.

Wie gehen Sie damit um?

Mit Hassmails kann ich schlecht umgehen. Die verbale Gewalt erschreckt mich. Ich diene als Projektionsfläche für Wutbürger und muss feststellen: Das bin nicht ich. Aber wenn ich allen gefiele, würde ich etwas falsch machen. Ich lege den Finger auf Dinge, über die man lieber nicht sprechen möchte.

Nicht jeder will Ferien in einem alten Turm machen. Vielleicht suchen die Leute gar nicht das Authentische?

Die Menschen besuchen Touristen-Hotspots, weil die Tourismusindustrie die Landschaft zur Theaterbühne umfunktionierte hat. Der Begriff «Tourist» hat etwas Widerwärtiges. Man braucht ihn nur in der Mehrzahl. Er bezeichnet Massen, die sich auf organisierte Touren begeben. Ich bin doch kein Tourist, wenn ich Ferien im Wallis mache.

Der Beschützer der Landschaft

Wo immer die Landschaft durch Bauvorhaben beeinträchtigt werden könnte, wird Raimund Rodewald aktiv: Der 61-jährige Pflanzenbiologe ist seit bald 30 Jahren Geschäftsführer der Stiftung für Landschaftsschutz, die ihr 50-Jahr-Jubiläum feiert. Für sein «hartnäckiges Eintreten für eine wirkungsvolle Raumplanung» hat ihn die Uni Basel zum Ehrendoktor ernannt. Rodewald ist Gastdozent für Landscape Aesthetics an der ETH Zürich. (bob)

Was sind Sie denn sonst?

Es brauchte einen neuen Begriff. Erholungssuchender oder Reisender. Der einstige Begriff «Fremdenverkehr» war auch nicht so toll.

Viele fahren in den Ferien mit Bergbahnen auf Gipfel. Was haben Sie gegen deren Ausbau?

Der Gipfeltourismus muss völlig neu gedacht werden. Es geht nicht mehr an, Massen in hohen Frequenzen rasch an einen Punkt X zu bringen, wo sie ihre Selfies schiessen können. Diese Art von Tourismus hat keine Zukunft. Die wenigsten

«Ich wurde als Landesverräter und Nazi bezeichnet.»

in Grindelwald finden die neue V-Bahn schön, welche die Aussicht auf die Eiger nordwand beeinträchtigt. Die Bahn löst allenfalls ein Schulterzucken aus, weil ihr Bau als alternativlos empfunden wird.

Die V-Bahn soll eine Million Touristen aufs Jungfrauoch bringen. Das schafft Arbeitsplätze.

Die Jungfrauabahn sind auch ohne V-Bahn fähig, eine Million Passagiere aufs Jungfrauoch zu bringen. Im Übrigen ist dort oben der Platz längstens zu klein. Beim neuen Bahnprojekt aufs Kleine Matterhorn konnten wir immerhin erreichen, dass der Gipfel nicht weiter verbaut wird. Der hochalpine Raum ist ein gesetzloser Raum, hier meint jeder, alles tun zu dürfen.

Gibt es nicht einmal mehr im Hochgebirge intakte Landschaften?

Es gibt sie da noch. Dafür setze ich mich auch ein. Im Mittelland hingegen, wo drei Viertel der Bevölkerung leben, gibt es kaum zehn Prozent hochwertige Landschaften von nationaler Bedeutung. Der Rest ist meist intensiv genutzt, durch Strassen zerschnitten und zersiedelt. Dadurch steigt auch der Druck auf den Alpenraum.

Trotz Raumplanungsgesetz und kantonaler Richtpläne?

Die neue Raumplanung kam vielerorts zu spät. Die Gemeindeautonomie hat das angerichtet, was man heute zwischen Genf und St. Margrethen sehen kann. Die Schweiz hat ihr Gesicht verloren. Die Gemeinden tun sich schwer mit Rückzönungen von Bauland, das nicht mehr gebraucht wird. Dank dem Verbandsbeschwerderecht können wir etwas Gegensteuer geben. In den fünfzig Jahren ihres Bestehens hat die Stiftung für Landschaftsschutz 266 Beschwerden eingereicht und in drei Viertel der Fälle recht erhalten.

Womit wurde das verloren gegangene Gesicht der Schweiz denn ersetzt?

Offiziell spricht man von einem «Städtenetz». In grossen Teilen ist es aber eine einzige Agglomeration. Im Italienischen gibt es einen besseren Begriff dafür: «la città diffusa». Im Tessin reicht das diffuse Stadt-Land-Gemenge von Biasca bis Chiasso. Wir haben eine hochgradig funktionierende Schweiz, aber fürs Wohlbefinden genügt dies nicht.



«Schönheit und Sinn liegen nicht im Konsum. Sie liegen in dem, was einem guttut», sagt Raimund Rodewald. Foto: Adrian Moser

Die neue Lockerheit ist gefährlich

Leitartikel Die meisten Pandemieregeln sind schon aufgehoben, das Virus verschwindet aus den Köpfen. Das könnte sich rächen.

Hans Brandt

Dieses Gefühl der Freiheit! Endlich nicht mehr eingesperrt, endlich wieder Bad, endlich wieder Shoppen, wieder in den Ausgang, wieder Grillparty mit Freunden. Die Ferien sollten doch noch ziemlich sorglos werden, vielleicht, wer weiss, riskiert man sogar eine Flugreise.

Der Lockdown in der Schweiz ist fast völlig aufgehoben. Die Einschränkungen, die noch bleiben, machen für das tägliche Leben der meisten kaum etwas aus. Wer feiert schon mit mehr als 300 Leuten? Wem kommt man schon näher als 1,5 Meter? Und wenn schon. Es gibt so wenige Infizierte, die Wahrscheinlichkeit, einem zu begegnen und sich auch noch anzustecken, ist vernachlässigbar. Man kann sich ja die Corona-App herunterladen und sie im Hintergrund auf dem Smartphone laufen lassen – und dann vergessen. Kann ja nicht schaden, hilft vielleicht.

Die allgegenwärtigen Schutzkonzepte mögen nerven. Aber lästige Auflagen oder Empfehlungen werden ohnehin oft ignoriert. Im Restaurant eine Namensliste führen? Na ja. Masken im Tram? Ist ja keine Vorschrift. Demonstrationsverbot? Demokratie ist wichtiger. Ein Gefühl der Gelassenheit, der Normalisierung breitet sich aus. Auf Lockdown und Lockerung folgt Lockerheit. Und das ist gefährlich.

Denn Sars-CoV-2 (man hat schon fast vergessen, wie das neuartige Coronavirus offiziell heisst) ist nicht besiegt, solange es keinen Impfstoff gibt. Wir haben den Erreger erfolgreich zurückgedrängt, indem wir zu Hause blieben, uns im virtuellen Raum tummelten, Homeoffice entdeckten, im Internet einkauften, kaum anderen Menschen begegneten, Distanz hielten, hier und da Masken aufsetzten, Hände wuschen, putzten, desinfizierten, kontaktlos zahlten. Die Fallzahlen sanken

Unter all der Lockerheit, mit der wir die neue Freiheit geniessen, lauert eine unberechenbare Gerechtigkeit.

zuletzt auf ein sorglos machendes Niveau. Aber das Virus ist nicht verschwunden. Die zweite Welle ist unterwegs, und sie wird auch die Schweiz erreichen.

Dafür gibt es zahllose Beispiele. In Israel sind es Schulen, in Deutschland Schlachthöfe, in Südkorea Kirchen, in Peking ein Grossmarkt, in Polen Bergwerke, vielerorts Seniorenheime – und in Texas allgemeine Fahrlässigkeit. Kaum wird der massive Lockdown in Dutzenden Ländern schrittweise zurückgefahren, schon steigen die Zahlen der Covid-19-Infektionen wieder, zum Teil sogar drastisch.

Oft sind es Hotspots, besonders gefährliche Ansammlungen von Menschen, in denen das Virus die idealen Bedingungen für seine Verbreitung zu nutzen weiss. Dass solche Orte enorme Auswirkungen haben können, wissen wir spätestens, seit eine Partybeiz im österreichischen Skiort Ischgl als Keimzelle für die Verbreitung des neuartigen Coronavirus über ganz Europa identifiziert wurde.

In der Schweiz sind die Infektionszahlen in den letzten Tagen wieder gestiegen. Das war zu erwarten nach den Lockerungen. Dass sich damit der R-Wert, der ausdrückt, wie viele andere Menschen ein Infizierter ansteckt, wieder nach oben bewegt, ist die Folge. Aber bei derart geringen absoluten Zahlen sind die aktuellen Werte

noch nicht besorgniserregend. Selbst wenn, wie in Deutschland, der R-Wert sprunghaft nach oben schnell, ist das vorerst noch ein statistischer Ausreisser, weil in kürzester Zeit Hunderte neue Fälle entdeckt wurden.

Solche Infektionsherde wird es auch in der Schweiz geben, daran besteht kein Zweifel. Vielleicht in einem Nachtclub? Das «sind mögliche Herde», räumte gestern die Zürcher Kantonsärztin Christiane Meier ein. Bund und Kantone bereiten sich darauf vor, die Hotspots schnell zu isolieren, alle Kontaktpersonen der Betroffenen zu kontaktieren und in Quarantäne zu schicken. Dabei soll auch die Swiss-Covid-App helfen. Damit das «Containment», die Eindämmung, gelingen kann, muss aber eine Grundbedingung erfüllt sein: Die Bevölkerung insgesamt muss es dem Virus möglichst schwer machen, sich zu verbreiten – durch Abstand, Hygiene, Masken.

Halten wir uns nicht daran, droht ein erneuter Lockdown, wie im deutschen Gütersloh, in bestimmten Bezirken von Lissabon oder grossen Teilen von Peking. Ob die Gesellschaft das aushält, ist offen.

Nicht nur die wirtschaftlichen Folgen wären gravierend. Dass Jugendliche in Stuttgart vor wenigen Tagen mit massiven Angriffen auf die Polizei reagierten, als eine Party im Park kontrolliert wurde, hat wohl auch mit dem angestauten Lockdown-Frust zu tun.

Unter all der Lockerheit, mit der wir die neue Freiheit geniessen, lauert eine unberechenbare Gerechtigkeit. Der soziale Frieden ist bedroht. Das macht es noch frustrierender, sich an die Hygieneregeln zu halten. Notwendig ist es trotzdem. Sie sind keine lästige Schikane, sondern überlebenswichtig.

Die Gemeinden sind also die Bösewichte.

Nein, es steckt nicht böse Absicht dahinter, sondern oft Hilflosigkeit. Die meisten Gemeinden verstehen unter Verdichtung bauliche Verdichtung. Es geht aber um verdichtete Nutzungen. Wir brauchen kleinere Wohneinheiten und multifunktionale Räume.

Neue Lebensformen kann man nicht verordnen.

Aber man kann entsprechende Anreize schaffen. In den letzten Jahren wuchsen die Städte enorm. Mehr und mehr Menschen können sich aber die Wohnungen in den Städten nicht mehr leisten. Das könnte zu einer weiteren Verstärkung des ländlichen Raums führen.

Was kann der Einzelne gegen die Zerstörung der Landschaft tun?

Den Verbrauch an Ressourcen senken. Dieser ist in Bezug auf Wohnen, Verkehrsfläche und Energie in den letzten dreissig Jahren enorm gestiegen. Beim Pro-Kopf-Verbrauch haben wir ein Niveau erreicht, auf dem Nullwachstum nicht mehr genügt.

Sie predigen Verzicht.

Nein. Ich will den Menschen die Augen öffnen. Nicht nur über das, was unser Verhalten an Negativem bewirkt. Sondern auch über den Gewinn, den wir durch ein verändertes Verhalten erzielen könnten. Schönheit und Sinn liegen nicht im Konsum. Sie liegen in dem, was einem guttut. Es bringt nichts, den Leuten das

«Es bringt nichts, den Leuten das Fliegen ausreden zu wollen.»

Fliegen ausreden zu wollen. Die Leute sollen selber merken, dass ihnen das Fliegen keine Glückserlebnisse beschert.

Bleiben die Leute vermehrt im Land, machen sie aus alten Schüürli Ferienwohnungen. Das ist ihnen auch ein Dorn im Auge.

Die Befürworter von Umnutzungen sagen, es gehe ihnen um den Erhalt des Kulturerbes. Baukultur hat aber mit Authentizität zu tun. Ästhetik bedeutet nach Platon, hinter die Dinge zu schauen und sich nicht einfach an der Fassade zu erfreuen. Schüürli, die zu Ferienhäusern werden, verlieren ihren Charakter.

Wenn die Ställe zerfallen, kommen keine Erholungssuchende mehr, und die Einheimischen verlieren Einkommen. Landflucht ist übel.

Das muss nicht in jedem Fall so sein. Auf der kleinen Fläche der Schweiz gibt es 39 verschiedene Kulturlandschaftstypen. Die regionalen Kontraste sind hoch. Aber wir haben einen Mangel an Wildnisgebieten. Gebiete wie das Calanca und das Onsernonetal haben ein Potenzial dafür. Das schliesst die Menschen dort keineswegs aus.

Davon leben ein paar Parkwächter und Gastronomen.

Das ist immer noch besser, als wenn alle von einer Tourismus-Monokultur abhängig sind, wie die Corona-Krise zeigt.

Wer soll denn sonst in den Bergtälern wohnen? Sie plädieren für digitale Dörfer. Aber Hipster leben in der Stadt, weil sie hier Anregungen finden.

Orte wie das Binntal oder das bündnerische Valendas haben plötzlich wieder eine Nachfrage von Leuten, die dort permanent wohnen wollen. Die Ortsverbundenheit ist für viele Menschen ein grosses Bedürfnis und trägt zum Wohlbefinden bei. Homeoffice ist da eine grosse Chance. Fürs einstige Schlachthaus in Göschenen habe ich vorgeschlagen, einen Wettbewerb für Künstlerateliers durchzuführen. Viele leer stehende Gebäude eignen sich für Zwischennutzungen.

Welche Vision haben Sie?

Sie schreiben von einer «Wiederverzauberung der Welt». Sind Sie Romantiker?

Mich bewegt unsere Beziehung zu Orten. Mit Vernunftargumenten allein kann man die Menschen nicht erreichen. Ich gehe davon aus, dass sich jede und jeder von Landschaften sinnlich berühren lässt. Dann setzt man sich auch aktiv dafür ein.

Und das soll bei den Investoren für neue Seilbahnen funktionieren?

Warum nicht? Ich war vor Jahren mit einem Verwaltungsratspräsidenten der Titlis-Bahnen und einem Bankmanager auf Exkursion auf der Engstlenalp. Damals ging es um eine Verbindung der Skigebiete Meiringen-Hasliberg und Engelberg, wie sie heute wieder zur Debatte steht. Wir sasssen auf einem Karren oberhalb der Seenplatte mit Engstlensee, Tannensee und Melchsee. Die Aussicht war bezaubernd. Ich habe meine Begleiter gefragt: «Hand aufs Herz: Finden Sie es nicht auch jämmerlich, diese Landschaft mit Bergbahnen zu verbauen?» Und beide haben geantwortet: «Ja.» Die Bank hat sich später aus der Finanzierung zurückgezogen.

Sie sagten einmal, Sie suchten wohl unbewusst nach Heimat. Geht es auch darum?

Zum Teil sicher. Ich bin Sohn einer deutschen Familie, die sich in den Fünfzigerjahren aus wirtschaftlichen Gründen in Neuhausen am Rheinfall niederliess. Ich habe dann in Zürich studiert. Später lebte ich in Bern und heute in Biel. Dank meiner Arbeit habe ich viele Heimaten.

Das muss in der Schweiz sein?

Nicht nur. Ich habe vier Jahre in Turin gelebt. Ich fühle mich dort zu Hause, wo Menschen eine Idee verfolgen, die über ihr persönliches Fortkommen hinausgeht. So wurden viele Gebiete zu meiner Heimat. Das einstige Zementwerk Saceba in Balerna zum Beispiel ist heute ein Kulturot, der Teil eines Naturparks ist. Von dort aus wurde einst das Tessin zubetoniert. Im Kloster Schönthal in Langenbruck BL konnte ich bei der Umwandlung eines konventionellen Hofes mit 100 Hektaren in einen Demeter-Betrieb mithelfen. Landwirtschaft, Biodiversität, Landschaftsästhetik und Kunst gehen nun Hand in Hand. Solche Modelle funktionieren auch in der Stadt. In Biel pflege ich mit Quartierbewohnern Wegbeschungen, die früher niedergemäht wurden. Passanten bleiben mit freudigen Lächeln stehen. Wir müssen einfach aktiver werden bei der Gestaltung unserer Räume.

Orlando

